

## Zitierhinweis

Kersten, Markus: review of: Lionel Yaceczko, Ausonius Grammaticus. The Christening of Philology in the Late Roman West, Piscataway: Gorgias Press, 2021, in: Plekos. Elektronische Zeitschrift für Rezensionen und Berichte zur Erforschung der Spätantike, 24 (2022), p. 443-452, downloaded from Website



## copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinausgehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a-63a UrhG) zulässig.

Lionel Yaceczko: *Ausonius Grammaticus. The Christening of Philology in the Late Roman West*. Piscataway, NJ: Gorgias Press 2021 (Gorgias Studies in Early Christianity and Patristics 78). XII, 241 S. \$ 114.95/£ 85.00/€ 95.00. ISBN: 978-1-4632-4280-0.

Das Buch beginnt wie folgt: „Who was the poet Ausonius? Who is it that is inviting us to conflate himself with the ‚I‘ of his copious corpus of poetry?“ (S. 1). Diese Frage liegt nahe angesichts der Tatsache, dass Ausonius viel und auch viel Unterschiedliches über sich und seine Welt sagt; auch Alexandre Burnier, Anika Lisa Kleinschmidt und Louise Sephocle haben sich, wenngleich mit jeweils etwas anderem Fokus, der Person des Dichters gewidmet.<sup>1</sup> Überdies nimmt auch allgemein das Interesse am Autor seit einiger Zeit wieder zu.<sup>2</sup> Darum ist es nicht überraschend, wenn Lionel Yaceczko mit einer gewissen Grundsätzlichkeit fortfährt: „Poets have always invited readers to conflate their own voices with the speakers of their poetry.“

Überraschen muss freilich, wie Yaceczko seine Fragestellung illustriert, nämlich mit einem Verweis auf die Dichter Catull und Horaz. Dies kommt unerwartet. Erstens, weil das Buch mit seinem Titel und Untertitel eigentlich nicht die Frage der Autorperson in lyrischer Dichtung zu stellen verspricht, sondern die nach der Verbindung von Konfession und Philologie in der Spätantike. Zweitens, und wichtiger, weil nicht auf der Hand liegt, ob diejenigen Fragen, die man an gewisse klassische Texte gerichtet hat, überhaupt sinnvoll auf das *Corpus Ausonianum* übertragen werden können. Yaceczko scheint gerade dies allerdings vorauszusetzen. Für ihn ist sonach das bloße Phänomen rhetorisch geformter Ich-Rede ausschlaggebend dafür, dass wir erfahren wollen, wer da ‚Ich‘ oder ‚Du‘ sagt. Diese Annahme ist keineswegs zwingend (von Theodor W. Adorno stammt der Aphorismus, wonach es bei

1 A. Burnier: *Identités littéraires en construction: la mise en scène de la „persona“ auctoriale chez Ausone, Paulin de Nole et Claudien*. Diss. Lausanne 2011. A. L. Kleinschmidt: *Ich-Entwürfe in spätantiker Dichtung. Ausonius, Paulinus von Nola und Paulinus von Pella*. Heidelberg 2013 (Bibliothek der klassischen Altertumswissenschaften. 2. Reihe. N. F. 138). L. Sephocle: *Ausone: la culture d’un professeur dans l’élaboration d’une persona*. Diss. Marseille 2020.

2 Siehe etwa G. Bitto/B. M. Gauly (Hrsgg.): *Auf der Suche nach Autofiktion in der antiken Literatur*. Berlin/Boston 2021 (Philologus. Supplemente 16).

vielen Menschen bereits eine Unverschämtheit sei, wenn sie ‚Ich‘ sagen<sup>3</sup>), gerade mit Blick auf Catull und Horaz lässt sich ja auch behaupten, dass erst eine spezifisch poetische Äußerung die Persona eines Autors überhaupt als interessant legitimiert. Unter dieser Voraussetzung kann es für die Literaturwissenschaft nie allein um die Authentizität des Dichters gehen, sie hat sich insbesondere der Authentizität der Dichtung zu widmen.

Was könnte das bei Ausonius sein? Yaceczko gibt hierauf keine Antwort. Dies ist unbefriedigend, denn eine wesentliche Herausforderung des *Corpus Ausonianum* besteht darin, dass kaum ein Text sich gemäß etablierten Gattungskonventionen etikettieren lässt. Ausonius schreibt, zugespitzt gesagt, durchaus nicht wie Catull. Zu bedenken ist überdies ein eigenartiger rezeptionsgeschichtlicher Befund: Die sogenannten persönlichen Gedichte des Dichters, in denen das poetische Ich des Dichters besonders greifbar scheint – die *Professores*, die *Parentalia*, das *Herediolum* – sind weitaus weniger populär geworden als die *Mosella* oder der *Cupido*, in denen die Person des Autors weniger präsent ist.

Gerade unter diesen Umständen ist ein allgemeiner Hinweis auf die Klassiker nicht hilfreich. Zwar bezieht sich Ausonius oft auf sie (ein Befund, der durchaus noch der genaueren Untersuchung bedarf<sup>4</sup>), aber der direkte Vergleich zwischen ihnen und ihm ist so oft zu seinem Nachteil ausgefallen und hat in der Folge die Rede von der ‚anderen Ästhetik der Spätantike‘ bekräftigen geholfen, dass gut begründet werden muss, was er heute bringen soll. Yaceczko ist sich der Forschungsgeschichte und der mit ihr verbundenen Kanonisierungsprozesse zwar bewusst,<sup>5</sup> problematisiert sie allerdings kaum.

3 Th. W. Adorno: Zwergobst. In: Ders.: *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben*. Frankfurt a. M. 2014 (Gesammelte Schriften 4), S. 54–55, hier S. 55.

4 Im Fall Catulls betrifft dies etwa die Frage, welche Gedichte Ausonius wirklich gekannt haben mag, siehe dazu A. M. Morelli: *Catulle est-il un ‚classique‘ pour Ausone? La connaissance et l’émulation de Catulle chez Ausone*. In: É. Wolff (Hrsg.): *Ausone en 2015. Bilan et nouvelles perspectives*. Paris 2018 (Collection des Études augustiniennes. Série Antiquités 204), S. 43–62. Zu diesem Sammelband vgl. die Rezension von M. Kersten: *Plekos* 21, 2019, S. 355–365, URL: <http://www.plekos.uni-muenchen.de/2019/r-wolff.pdf>.

5 Siehe S. 80 Anm. 4: „I will refrain here from mentioning by name, only to reject, those dismissive quips which nowadays are only quoted, and whose persistence in human memory is only perpetuated, in footnotes of protest such as these.“

Er scheint die genannten Dichter (und Epochen?) für ähnlich zu halten und beginnt also mit folgendem Postulat (S. 4):

Ausonius's poems were not trifles any more than Catullus's were [... he] was not merely describing a throng of fish in a river dominated by a whale in the *Mosella*, any more than the lover of a married woman was merely describing a sparrow's frolics in the passer.

In dieser Voraussetzung liegt meines Erachtens ein methodischer Fehler. Gerade weil die Selbsterabsetzung für Catull und für Ausonius so charakteristisch ist, lässt sich hier nicht mit einem Federstrich unterstellen, dass die Dichter nicht sagen, was sie meinen. Abgesehen davon, dass das, was Catull im Sinn hatte, wenn er seine Gedichte als *nugae* bezeichnet, nicht dasselbe sein muss, was Ausonius mit demselben Wort beabsichtigt, geht es hier um ein profundes methodisches Problem, nämlich um die schwierige und vielbesprochene Frage, ob und wann wir berechtigt sind, das zu bezweifeln, was die Dichter über ihr Werk sagen.

Yaceczko nimmt im Grunde an, dass Ausonius' Gedichte ebenso wie diejenigen Catulls keine Spielereien sein können, weil sie eine verschlüsselte Botschaft verstecken. Das ist so kaum glaubhaft (hilfreich hätte die Frage sein können, ob Catulls Gedichte tatsächlich *mehr* poetisches Gewicht erlangen, wenn der Sperling irgendwie metaphorisch verstanden wird). Da Yaceczko nicht auf den poetischen Gehalt, sondern auf die Analysierbarkeit von Gedichten abstellt, kann er zwar erklären, die Werke des Ausonius als Dichtung lesen zu wollen, anstatt sie, wie bisher, als historische Quelle zu gebrauchen (S. 6). Aber er meint damit, sie auf das Verhältnis von Wortsinn und Fiktion zu untersuchen: „When are we justified in taking him at face value, and when must his words be treated as experimental deductions of the consequences of hypotheses?“ Das ist nun freilich eine Frage, die auf poetische wie auf unpoetische Ich-Reden angewendet werden kann.

Das Interesse am systematischen Enträtseln scheint sonach der eigentliche Anlass des Buches zu sein. Allerdings entwickelt der Verfasser keine kohärente Methodik, um dies zu tun beziehungsweise daraus Schlüsse zu ziehen. Die Studie schwankt zwischen allegoretischen Versuchen und historischer Spekulation. Dabei hat sie zwar viele interessante Beobachtungen zu bieten, und in ihrer enthusiastischen Würdigung des Autors wirkt sie sympathisch. Dieser Enthusiasmus geht aber von der Biographie des Autors aus, nicht von seinen Texten. Im Satzesatz der Einleitung („Ausonius, Biography,

and Personal Poetry in the Fourth Century“, S. 1–16) wird dies deutlich – und ebenso, warum das Buch „Ausonius Grammaticus“ heißt (S. 16):

In the history of the Roman Empire did a single man ever attain to such power, from such humble beginnings and relying on his talents, to retire, seemingly voluntarily, back to the place whence he had come? What sort of man, what sort of poet, was this?

Dafür, dass die Studie in ihrem Untertitel das Wort Philologie trägt, kommt also das Philologische hier recht kurz. Wer sich hingegen für historische Probleme interessiert, etwa für die Bedingungen des Christseins im vierten Jahrhundert, wird hier einiges Anregende finden.

Nach der Einleitung folgt ein referierendes Kapitel zur Welt der spätantiken Grammatik; es trägt die Überschrift „New Wine in Old Wineskins: Grammar, Rhetoric, and the Establishment of a Christian Culture“ (S. 17–53). Das aus den Evangelien bekannte Motiv des Weinschlauchs als Medium der Tradition zieht sich durch das gesamte Buch. Yaceczko stellt die Bildungsgänge und Unterrichtsmethoden der Spätantike vor, ordnet Ausonius in dieses System ein und legt dar, dass in der christlich werdenden Gesellschaft die Rhetorik zunehmend auch in den Dienst des neuen Glaubens gestellt wird und Kommentare nun nicht nur für die Schulautoren, sondern auch für die Bibel entstehen – also alte Formen für neue Inhalte verwendet werden. Ausonius stehe diesem Trend entgegen, indem er *alten* Wein in alte Schläuche gieße, also der paganen Literaturtradition verhaftet bleibe: „Ausonius drinking old wine did not want the new. Instead he said, ‘The old is better.’“ (S. 41).

Was Yaceczko hier zur grammatischen Tradition darlegt, ist unlängst in großer Ausführlichkeit von James Zetzel vorgetragen worden.<sup>6</sup> Während aber Zetzel sich ausschließlich an die Quellenlage hält, erlaubt sich Yaceczko einige Vermutungen. Ausgehend von Hieronymus’ Bemerkungen über eine gewisse Albina, mit der der Kirchenvater einige gelehrte Gespräche geführt haben will, erklärt er (S. 34):

6 J. E. G. Zetzel: *Critics, Compilers, and Commentators. An Introduction to Roman Philology, 200 BCE–800 CE*. Oxford/New York 2018; hierzu die Rezension von M. Kersten: *Plekos* 22, 2020, S. 431–438, URL: <http://www.plekos.uni-muenchen.de/2020/r-zetzel.pdf>.

Jerome's respect for Albina justifies us in briefly entertaining a hypothesis that she was the grammaticus known as 'Albinus' that has been so difficult for scholars to identify [...] Could this have been Albina publishing under a male pseudonym?

Yaceczko spricht einen wichtigen Punkt an, wenn er darauf hinweist, dass – anders als lange gedacht – auch Frauen an der literarischen Bildung junger Menschen beteiligt waren (so auch schon S. 10–11 zu Ausonius' Tante Hilaria) und dass wir also über jene Gruppe, die wir so selbstverständlich als das Publikum unserer Autoren apostrophieren, viel weniger wissen als wünschenswert ist. Es ist nun eine Geschmacksfrage, ob man hieraus ein Caveat formuliert oder eine Hypothese wie die oben zitierte. In jedem Fall wäre es aber willkommen gewesen, wenn Yaceczko diesen Exkurs besser mit seiner Frage nach der Person des Ausonius verzahnt hätte.

Das folgende Kapitel („Ausonius of Bordeaux: Old Wine in Old Wine-skins“, S. 55–78) führt Ausonius' Konservatismus näher aus; es ist insbesondere dem Wirken des Grammaticus in Burdigala gewidmet; als Textgrundlage dienen das *Technopaegnon*, die *Eclogae*, *Epigrammata* und andere kleinere Gedichte sowie die *Ephemeris*. Zwar sind diese Werke vermutlich zu verschiedenen Zeiten geschrieben worden, aber Yaceczko hat Recht, wenn er sich von ihnen ausgehend Ausonius' Grammatikbegriff zuwendet. Die Tendenz zur biographistischen Ausmalung, die Yaceczkos Zugriff bestimmt, nützt allerdings nur wenig. Über die Eklogen sagt er (S. 57): „They may seem to us mundane and uninspired, yet Ausonius wrote all of this poetry in the same natural, fresh voice that he brought to his students, who were his audience and motivation.“ Es wäre kleinlich, wenn ich hier anmerken wollte, dass ich den Grammatikunterricht des Ausonius leider nicht besucht habe und seine Frische daher nicht beurteilen könnte. Aber ein Textbeispiel, aus dem diese Ansicht abzuleiten wäre, habe ich in der Tat vermisst. Ähnliches gilt für die nebenbei vorgetragene Behauptung, im *Technopaegnon* – dem hexametrischen Katalog fast aller lateinischen Monosyllaba – zeige sich der alexandrinische Anspruch, den Ovid in der Pygmalionepisode der *Metamorphosen* mit der Formel *ars latet arte sua* illustriert habe (Ov. met. 10,252; S. 58). Yaceczko meint bei Ausonius durchgehend eine gewisse Subversivität gegenüber den Mächtigen zu erkennen; seine Kunst des Doppelsinnigen bestehe sonach darin, diese unter der kunstvollen Bedeutungslosigkeit der Spielereien zu verbergen. Diese Lesart ist sympathisch. Hier jedoch an den Mimesisdiskurs

der Pygmaliongeschichte zu denken, liegt nicht nahe und bedürfte der ausführlicheren Begründung.

Erwartungsgemäß ist die *Ephemeris* auf Grund ihrer Ähnlichkeit zu den *Hermeneumata* (antiken Lehrbuchtexten, die vom Tageslauf handeln) für Yaceczko besonders interessant, scheint sich hier doch ein Intellektueller zu zeigen, der die pagane Literatur beherrscht und die christliche Lehre befolgt. Die *Ephemeris* ist allerdings einer der Texte, die wegen der undurchsichtigen Überlieferungslage besonders schwer auszuwerten sind. Yaceczko bekräftigt zwar die Überlegung, dass das Gedicht über die Träume (Auson. eph. 8) nicht zu der Sammlung gehören könnte, diskutiert aber leider nicht die von Franz Dolveck überzeugend vorgetragene Vermutung, dass die *Oratio Matutina* (eph. 3) nicht von Ausonius stammt (sondern eher ein kürzeres Gedicht, die so genannte *Oratio Paulini*).<sup>7</sup> Dies wäre aber sehr wünschenswert gewesen, denn das Bild von Ausonius als christlichem Grammaticus beruht nicht unwesentlich auf der Authentizität dieses Texts.

Das vierte Kapitel („Ausonius of Trier: The *Mosella* as Poetry of Court and Campaign“, S. 79–118) ist der *Mosella* gewidmet und versucht die Vermutung plausibel zu machen, dass der Fischkatalog ein Bild der Hofgesellschaft ist, wobei die Barbe, die im Alter besser wird, ihn selbst und der Wels als der größte Fisch den Kaiser darstelle. Yaceczko kann sich hier auf einige Vorarbeiten stützen, in denen der Katalog nicht als ornamentale Spielerei, sondern als bedeutungsgeladen aufgefasst ist. Allegorien werden für spätantike Literatur immer wieder und oft mit guten Gründen angenommen. Man muss mit ihnen rechnen. Das gilt allerdings auch für das Phänomen, dass sie sich oftmals nicht beweisen lassen. Eine ausführlichere Diskussion darüber, ob und wie das Gedicht auch ohne die angenommene Deutung verständlich ist, hätte hier nützen können, etwa mit Bezug auf die in der antiken Grammatik bisweilen angewendete Methode, auf Allegorien dort zurückzugreifen, wo der Text dem Literalsinn nach unsinnig ist. Die Schwierigkeit der *Mosella*-Allegorese besteht nämlich darin, dass zwar einerseits an der Verständlichkeit des Fischkatalogs seit der Veröffentlichung des Gedichts Anstoß genommen wurde (Yaceczko weist hierauf zu Recht hin), dass aber andererseits die bisher vorgelegten Deutungsversuche (die Arbeiten von Jesús Her-

7 F. Dolveck: Les *Orationes* „d'Ausone“ et „de Paulin“: examen des problèmes liés à leur attribution. In: RBen 125, 2015, S. 6–44 und S. 355–408.

nández Lobato erwähnt Yaceczko nicht) das Gedicht jeweils nur zum Teil besser verständlich machen und untereinander kaum versöhnbar sind.

Von diesem etwas grundsätzlichen Einwand abgesehen, gehört das Kapitel aber zu den anregendsten des Buches. Yaceczko malt hier – mit Hilfe von Ammians Bemerkungen über Valentinian – das Bild eines Autors, der sich trotz seines Erfolges seiner Stellung bei Hof nie sicher sein kann (S. 106): „Ausonius communicates in a way too subtle, and yet sincere, merely to be called flattery. He also stays safely in his element: they would not pin him down.“ In der Tat, die Subtilität ist kaum greifbar, aber Yaceczko kommt hier zu feinsinnigen Überlegungen; wenn Ausonius über die Barbe sagt *cum defluxisti famae maioris in amnem | liberior laxos exerceas, barbe, natatus* (Auson. Mos. 93–94), kommentiert er dies mit einer Reflexion über Ausonius' Weg von Bordeaux nach Trier: „This is no guarantee, however, of escape from the schoolmaster's eternal condition: training others in, and not necessarily being treated with, good manners“ (S. 104). Es ist gerade diesbezüglich interessant, dem Klappentext zu entnehmen, dass Yaceczko selbst Lehrer an einer Schule ist.

Diese Deutung des Katalogs mag nun der Intention des Dichters entsprechen oder auch nicht, aber es ist wichtig zu bedenken, dass wir kein Recht haben, uns Ausonius' Leben als geradlinig und konfliktfrei vorzustellen. Möglicherweise steht hinter manchen der Spiele des Autors ein größerer Ernst, als wir erraten können. Es ist darum sehr nützlich, wenn Yaceczko einfühlsam das gesellschaftliche Klima der konstantinischen und julianischen Zeit als implizite Schaffensbedingung für Ausonius nachzeichnet: das Changieren zwischen der alten und der neuen Religion und ihren verschiedenen, rivalisierenden Konfessionen.

Das fünfte Kapitel („Ausonius of Rome: The *Cupido Cruciatas* as Personal Poetry in the Classical Tradition“, S. 119–151), das zum *Cupido*, ist demgegenüber wieder etwas schwächer. Unter der unbeweisbaren (und, wie manche meinen, auch unwahrscheinlichen) Voraussetzung, dass Ausonius mit Gregorius Proculus regelmäßig im Triclinium des Zoilus diniert habe und dort das Fresko des gekreuzigten Liebesgottes bewundert habe (S. 81), interpretiert Yaceczko das Gedicht als eine subtile Parteinahme für das Christentum, ausgehend von der symbolischen Prägnanz der Kreuzigungsszene (S. 135). Dies führt zu einigen schönen Beobachtungen im Einzelnen: Den Rosenkranz, zum Beispiel, mit welchem Venus den gefesselten Amor

schlägt, deutet Yaceczko als Referenz auf die Dornenkrone Jesu. Aber ähnlich wie im Fall der *Mosella* überlagert das Interesse am spektakulären Detail die Interpretation des Ganzen: Wovon das Gedicht für die Konservativen handelt, die nicht der neuen Religion anhängen, bleibt undeutlich. Dies fällt besonders deswegen ins Gewicht, weil das Kapitel mit einem zwar langen, aber dabei doch naturgemäß zu kurzen Überblick über die *Georgica* als Musterbild ambivalenter Dichtung anhebt. Dass die *Georgica*, unabhängig davon, wie man ihre Symbole oder Dissonanzen im Einzelnen ausdeutet, davon sprechen, was wann auf dem Feld zu geschehen hat, also unverkennbar zur Ordnung rufen, hätte Yaceczko dazu veranlassen sollen, zu fragen, was denn der *Cupido* bedeutet. So entsteht der etwas eigenartige Eindruck, die engagierte Subtilität ereigne sich an einem Ort, wo sie nichts weiter bedeuten könnte. Das ist nicht schlechthin unglaubwürdig; immerhin wertet Ausonius das Gedicht ja als Ineptie ab. Aber das hätte dann der Erklärung bedurft. Erklärungsbedürftig ist auch, warum der *Cupido* ein ‚Mosaik‘ aus *Georgica*-Passagen sein sollte. Yaceczko druckt zwar Auson. cup. 1–20 und Verg. georg. 4,507–527 direkt nebeneinander, um dies zu zeigen. Ich muss aber gestehen, dass mir die Beziehung nicht deutlich geworden ist. Es ist zwar interessant (und reizvoll mysteriös), den in der Unterwelt gekreuzigten Liebesgott als eine Orpheusfigur zu betrachten, zumal es eine gewisse Tradition orphischer Amormotive zu geben scheint. Aber die Implikationen hiervon sind nicht offensichtlich – vor allem weil das Gedicht, das vorgeblich auf einem Speisezimmerbild beruht, mit seinem abrupten Schluss den Eindruck macht, alles andere als philosophische Revelation bieten zu wollen.

Statt dem Problem weiter nachzugehen, verwendet Yaceczko viel Raum auf die Besprechung eines ähnlich gearteten Gedichts des Reposianus, um zu zeigen, dass wahrscheinlich nicht Ausonius von diesem, sondern dieses von Ausonius beeinflusst wurde und deswegen zur Interpretation des *Cupido* nicht herangezogen werden könne.

Weit relevanter als dieser Exkurs wäre meines Erachtens die textkritische Diskussion des Begleitbriefs gewesen. Yaceczko kehrt, entgegen der jüngeren Forschung, zu Vinets Konjektur *en umquam uidisti tabulam [nebulam codd.] pictam in pariete?* (Auson. cup. epist. 1) zurück, ohne hierzu Stellung zu nehmen.

Das letzte Kapitel („*Iugum Discutimus*: Ausonius, Paulinus, and Henri Irénée Marrou“, S. 153–206) ist das längste und gewissermaßen das Herzstück des

Buches, denn hier nun wird die Bedeutung des Christseins für die grammatische Identität behandelt. Yaceczko interessiert sich zu diesem Zweck für den Briefwechsel zwischen Ausonius und Paulinus und die Frage, was es mit der viel diskutierten ‚Entfremdung‘ zwischen den beiden auf sich hat. Sein Zugriff ist historiographisch. Ausgehend von den Arbeiten von Henri-Irénée Marrou, die er extensiv und sehr begeistert vorstellt, legt er dar, dass Ausonius sich des Siegeszugs der neuen Religion für die meiste Zeit seines Lebens nicht sicher sein konnte, während die Vertreter der folgenden Generation, Augustinus und Paulinus, den Wechsel vom alten zum neuen Wein, um Yaceczkos Metaphorik zu wiederholen, schon vertrauensvoller und leidenschaftlicher vollziehen konnten. Wenn er erklärt, dass sich unter dieser Voraussetzung kein Bruch, wohl aber eine gewisse Irritation zwischen den beiden Briefpartnern ereignen konnte, befindet er sich auf der Linie der rezenten Forschung, die er freilich gegenüber den Marrou-Referaten im Ganzen etwas weniger in Betracht zieht.<sup>8</sup> Auch die Vermutung, dass Ausonius’ Kritik vor allem Paulinus’ Enthaltensamkeit betraf, ist nicht neu, aber Yaceczko stellt das Problem des Priscillianismus (also die wesentlich auf den als Häretiker verurteilten Bischof Priscillianus zurückgehende Lehre strenger Askese, die von Aristokraten wie Ausonius nur mit Befremden wahrgenommen werden konnte) übersichtlich dar und ordnet es zugleich in die Gesamtheit der *Opuscula* ein.

Das Buch wird von einer Zusammenfassung („From φιλόλογοι to θεολόγοι: Word-lovers to Worshipers of the Word“, S. 207–219) beschlossen. Hier wiederholt sich die Tendenz der Einleitung, verschiedene literarische Epochen und Charaktere zu verschmelzen. So wichtig es ist, Ausonius als ‚ausonischen‘, also als tief in der literarischen Tradition Roms verwurzelten Autor zu begreifen, so notwendig wäre es doch auch, das Typische an ihm herauszustellen. Dies ist freilich nicht möglich, wenn er als verkannter Klassiker beworben wird (S. 218):

8 Leider nicht zitiert sind: S. Mratschek: Der Briefwechsel des Paulinus von Nola. Kommunikation und soziale Kontakte zwischen christlichen Intellektuellen. Göttingen 2002 (Hypomnemata 134); D. Amherdt: Ausone et Paulin de Nole: correspondance. Introduction, texte latin, traduction et notes. Bern 2004 (Sapheneia 9); F. Dolveck (Hrsg.): Paulini Nolani Carmina. Turnhout 2015 (Corpus Christianorum. Series Latina 21); Ph. Hardie: Classicism and Christianity in Late Antique Latin Poetry. Oakland, CA 2019 (Sather Classical Lectures 74).

Unlike Horace, Propertius, Vergil or Juvenal, we have of Ausonius not merely that which under the pressures of time has been compressed to sparkling diamond, cut and even set by the attentions of generations, but the rough stone which by chance might be found encrusted with all the minerals and matter that have shared its fate for centuries. To cast aside the whole lump without discerning that it holds a jewel inside would be a wasted opportunity.

Hier zeigt sich das Verführerische an Michael Roberts' schillernder Metaphorik vom Juwelentil:<sup>9</sup> Die Begeisterung für das polierte Einzelwort kann schnell das Interesse für den Gehalt des Ganzen überlagern. Dieses Ganze gibt es bei Ausonius nicht, auch wenn wir das allzu Triviale, Parergonale fortlassen. Und genau darum sind die *Opuscula* nicht leicht zu lesen und – *velint nolint philologi* – auch für viele Leser nicht attraktiv. Da hilft keine Apologetik und kein Biographismus. Dennoch ist dem Bild vom Juwel im Gesteinsklumpen etwas Positives abzugewinnen. Es illustriert die Rezeptionsästhetik des Corpus Ausonianum: Anders als die großen Gedichte, an deren Überlieferung der Grammaticus in verschiedener Weise beteiligt war, sind seine *nugae* alles andere als abgeschlossen, geschliffen und bereit zur prunkenden Präsentation. Ihre Vollendung wird den Lesern zur Übung überlassen.

9 M. Roberts: *The Jeweled Style. Poetry and Poetics in Late Antiquity*. Ithaca, NY/London 1989.

---

Markus Kersten, Universität Basel  
 Departement Altertumswissenschaften  
 Fachbereich Latinistik  
 Wissenschaftlicher Assistent  
 markus.kersten@unibas.ch

**[www.plekos.de](http://www.plekos.de)**

Empfohlene Zitierweise

Markus Kersten: Rezension zu: Lionel Yaceczko: *Ausonius Grammaticus. The Christening of Philology in the Late Roman West*. Piscataway, NJ: Gorgias Press 2021 (*Gorgias Studies in Early Christianity and Patristics* 78). In: *Plekos* 24, 2022, S. 443–452 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2022/r-yaceczko.pdf>).

---